

# Fragen der Fachwerkforschung in Südwestdeutschland<sup>1</sup>

Von Adolf SCHAHL

Die Fragen, die hier gestellt werden sollen, sind entwicklungsgeschichtlicher Art. C. Schäfer, O. Holmberg, F. Schuster, H. Walbe, H. Phleps, H. Winter und andere, zuletzt I. C. Rösler<sup>2</sup> haben sich über die Merkmale des Fachwerkbaus in Südwestdeutschland geäußert. Dies geschah anfangs im stammlichen Sinne – noch Walbe und Phleps teilen in entsprechende Kategorien ein – ; Winter ist vorsichtiger und bedient sich mehr geographischer Bezeichnungen, spricht auch von oberdeutsch, mitteldeutsch und niederdeutsch. Im Blick auf die „alemannische“ Technik und deren Unter-

<sup>1</sup> Erklärung der im Text nicht erläuterten wichtigsten Fachausdrücke:

Band	nicht wandhohe Strebe
Knagge	zu Konsole geschrumpfte Strebe
Pfette	durchgehendes waagrechtes Scheitelholz
Pfosten	stockwerk Hohes stehendes Holz (auch Stiel, Säule, in der älteren Literatur z.T. Ständer)
Rähm	ein das Wandgebände abschließendes Rahmholz (in Süddeutschland bezeichnenderweise Stockpfette genannt)
Riegel	Querholz zur Versteifung, in der älteren Zeit vor- oder hinterblattet, später stückweise eingezapft
Schwelle	durchgehendes waagrechtes Fußholz
Stockpfette	siehe Rähm
Strebe	Schrägholz, meist wandhoch
Verblattung	Verbindung von Hölzern durch Übergreifen vermittels Verminderung des Querschnitts
Verkämmung	Auflage durch hakenförmiges Ineinandergreifen der Hölzer
Verriegelung	Absicherung durch Winkelversteifung
Verzapfung	Verbindung von Hölzern durch Ineinandergreifen vermittels eines Zapfens und einer Nut

<sup>2</sup> Schäfer, Carl, Die Holzarchitektur Deutschlands vom 14. bis 18. Jahrhundert, Berlin 1886; — ders., Deutsche Holzbaukunst, hg. v. P. Kanold, Dresden 1937. — Holmberg, Olof, Ein Beitrag zur Kenntnis mittelalterlicher Holzbaukunst in Württemberg, Berlin 1913. — Schuster, Felix, Vom altschwäbischen Holzbau, in: Schwäbisches Heimatbuch 1925, S. 41 — 52. — Walbe, Heinrich, Das hessisch-fränkische Fachwerk, 2. Aufl. Gießen 1954. — Phleps, Hermann, Deutsche Fachwerkbauten, Königstein 1951. — Winter, Heinrich, Das Bürgerhaus zwischen Rhein, Main und Neckar, Tübingen 1961. — In diesen Werken weiterführende Literaturangaben. Ferner: Rösler, Immanuel Carl, Schwäbischer Fachwerkbau, in: Schwäbische Heimat 1964, S. 2—12.

schied zur „fränkischen“ wurde neuerdings wiederholt darauf hingewiesen<sup>3</sup>, daß man dabei besser von einer älteren, spätmittelalterlichen und einer jüngeren, nachmittelalterlichen Konstruktionsart sprechen sollte. Jedenfalls müssen jene Begriffe mit dem Vorbehalt verwendet werden, den man etwa bei den Stilbezeichnungen „romanisch“ oder „gotisch“ macht. Es fehlt also nicht an der Kennzeichnung von Merkmalen, auch nicht an Versuchen ihrer Deutung. Diese Versuche mußten jedoch unvollkommen bleiben, da die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge, gerade hinsichtlich der „Ablösung“ der sog. alemannischen Technik durch die sog. fränkische, nicht geklärt sind. Es wurden bis jetzt nicht einmal die auf diese Klärung hinzielenden Fragen gestellt. Nur dies soll hiermit geschehen.

### *Ständer- und Rähmbau*

Im Rähmbau sind alle Stockwerke für sich abgezimmert, was in der sog. alemannischen Bauweise sogar so weit geht, daß die Dielenbretter der Fußböden außen unter der Schwelle der einzelnen Stockwerke zum Vorschein kommen. Diese liegen zwischen Schwelle und Rähm; alle Hölzer verlaufen zwischen diesen beiden Begrenzungen; die Balken liegen auf dem Rähm und sind mit geringen Ausnahmen von Traufseite zu Traufseite, jedenfalls unter Ausnutzung der geringsten Spannweite, geführt (zur Giebelseite stoßen Stichbalken vor). Die Auflage geschieht durch Verkämmungen; die Abstrebung durch Streben oder Knaggen hält sich, wo schwerere Lasten aufliegen (so an den Ecken oder bei Unterzügen). Der Rähmbau erlaubt zugleich, die Stockwerke übereinander vorspringen zu lassen (Vor- oder Überstoß). Wenn Walbe die Knaggenverriegelung als Ursache der Stockwerksvorsprünge bezeichnet, so mag dies für Niederdeutschland gelten (s. u.); hinsichtlich des mittel- und süddeutschen Rähmbaus hieße dies jedoch eine Folge zur Ursache machen. Mit Recht wies Phleps auf den innenräumlichen Gewinn, der sich durch die Überstöße bot. In der württembergischen Bauordnung von 1568 wurden Höchstmaße für diese festgesetzt<sup>4</sup>. Bis heute besitzen alte Fachwerkgassen durch das Zusammenrücken der Wände ihrer Häuser nach oben einen „innenräumlichen“ Charakter. Der Barock schließlich hat in seinen Baureglements, etwa anlässlich des Wiederaufbaus abgebrannter Städte, Vorsprünge über-

<sup>3</sup> *Schahl*, Adolf, Bauformen und Baugesetzgebung in: Schwäbische Heimat 1960, S. 145 ff. Vgl. dazu A. L. *Reyscher*, Sammlung der württembergischen Gesetze XII, 360 u. XIII, 246 (Verbot der Verblattung), XII, 355 u. XIII, 178 f. (Ausmauerung der Riegel), XII 352 f. u. XIII, 171 — 172 (Überstöße). Die entsprechenden Hinweise, die W. *Zimmermann* im Aufsatz „Alt-Heilbronner Fachwerkbauten“ (in: 23. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, 1960) gibt, gehen auf eine Mitteilung des Verfassers zurück.

<sup>4</sup> *Reyscher* XII, 352 f. u. XIII, 171 — 172; 1. Stock 1 Schuh, 2. 9 Zoll „ohne Bieg“, 3. u. 4. je 6 Zoll, Dachstuhl 6 Zoll.

haupt untersagt. Beim Wiederaufbau von Kirchheim u. T. nach dem Brand von 1690 heißt es nicht nur, „daß alle Straßen und Häuser . . . in die Linea gebauet und kein Haus vor das andere umb keinen Zoll gesetzt werde“, auch die „Stockwerker und Finster alle in gleicher Höhe gebauet werden“, sondern es sind auch „weder Ärdkher noch Überstös“ gestattet. Man erkennt, daß die Vorstellung einer geschlossenen Straßen- und Platzwand der ästhetische Ausdruck des absolutistischen Stadtstaates ist.

Der Vorteil des Rähmbaus lag in der Möglichkeit, Hochbau zu treiben. Schon Holmberg wies darauf hin, daß die starke Verdichtung in den mauerumgebenen Städten den Rähmbau förderte, durch den es möglich war, mehrfach aufzustocken und vorzustoßen.

Was den Ständerbau angeht, so kann jedes stehende Holz als „Ständer“ bezeichnet werden; in diesem Sinne hat Holmberg die Pfosten in den Rähmbauten der sog. alemannischen Zimmertechnik Ständer genannt. Formengeschichtlich wichtig sind diejenigen Ständer, welche – ohne trennendes Rähm und Stockwerkteilung – durch die ganze Wand laufen. Wird dabei die Dachlast der Traufseiten über bestimmte Binderkonstruktionen mehr oder weniger auf die Ständer abgeleitet, so werden wir darin eine ältere Technik erkennen dürfen; ruht jene Last auf einem durchgehenden Rähm, wird Jüngerer sichtbar, vor allem wenn das Rähm nicht als aufgelegte oder riegelartige „Stockpfette“ entwickelt ist, sondern im festen Zusammenhang eines, allerdings die ganze Wand zusammenschließenden, Rahmenbindergefüges steht. Winter sprach bei „durchschießenden“ Wandständern von einer „Geschoßbauweise“ und setzte diese gegen die „Stockwerksbauweise“ ab. Dem niederdeutschen, „sächsischen“ Fachwerkbau sieht man heute noch an, daß er im Grunde auf einen unterteilten Ständerbau zurückgeht: seine Pfosten stehen dicht gereiht achsial übereinander, wobei die die Schwellen tragenden Balken (auch Stichbalken) durch Knaggen gegen den darunter stehenden Pfosten abgestützt werden. Es kann nicht wundernehmen, daß unter solchen Umständen als Rähm nur „ein Halbholz, sogar eine Bohle“ (Phleps) dient. Man denke an die doppelten Rähmbalken der sog. alemannischen Bauweise!

Die Herkunftslinie des Ständerbaus hat man weit in den Pfostenbau vor- und frühgeschichtlicher Zeit zurückverfolgt. Hausgeschichtlich betrachtet kann man feststellen, daß eine Durchständerung der Wand zusammen mit Firstsäulendächern auftritt, Dächern also, deren Firstpfette auf Säulen ruht, die ihrerseits ein stützendes Querbindergefüge erheischen. Auch die Ständerbohlenwand ist übrigens nichts anderes als eine solche Pfetten-Säulenkonstruktion mit Füllbrettern. An einem altoberschwäbischen Haus von 1656, das einst in Haslach stand<sup>5</sup>, kann beobachtet werden, wie unsicher sich der Zim-

<sup>5</sup> Schäfer, Dietrich, Das Bauernhaus im deutschen Reich und seinen Grenzgebieten, Text- u. Tafelband 1906. Tafelband, Württemberg Taf. 2. Abb. 1 — 3.

mermann bei Verwendung von Blockwänden fühlte: freilich liegt hier die Firstpfette in Sparrenscheren, womit die Dachlast noch mehr auf die Außenwände abgeleitet wurde (der Zimmermann suchte dem durch Abstreben der Sparren gegen Pfosten im Hausinnern entgegenzuwirken). Sicher hat das Sparrendach mit seinen Bindergespärren im angedeuteten Sinn die Durchständerung der Wand weiter gefördert.

Im Blick auf die jetzt schon absehbare Frage, wie sich Rähmbau in Stockwerken und Ständerbau in „Geschossen“ im südwestdeutschen Raum zueinander verhalten, wird ein Blick auf Mischformen beider Bauweisen, wie sie Walbe und Winter behandelten, wichtig sein. Das nur in einer Bauaufnahme erhaltene Schäfer'sche Haus in Marburg (um 1320 angesetzt) ist im Ständerbau errichtet, giebelseitig aber sind die Obergeschosse in der Art aufgestockt, daß die Pfosten vorn in die vom Ständerbau aus vortretenden Balken eingehängt und durch einen hinterblatteten Fußriegel verbunden sind. Es ist also nicht einmal eine richtige Schwelle vorhanden; hingegen geht das Rähm durch, wirkt aber eher wie ein „Kopfriegel“. Die Balkenköpfe sind durch kurze Streben verriegelt. Ähnlich konstruiert scheint das Fachwerk des Hauses Hersfelder Straße 10/12 in Alsfeld zu sein, das auch dem 14. Jahrhundert angehört. Das Leib'sche Haus in Gießen ist im hinteren Drittel im Ständerbau errichtet, in den vorderen zwei Dritteln im Rähmbau (wobei jedoch die Hölzer in den beiden unteren Geschossen durchgehen). Im Rähmbau ist hier insofern eine Weiterbildung festzustellen als die Pfosten teilweise nicht von den Zapfen der vorstehenden Balken gehalten werden, sondern zur Hälfte auf den Balkenköpfen aufstehen, zur anderen Hälfte auf dem vorgeblatteten Fußriegel (also wiederum keiner eigentlichen Schwelle!). Auch in Kuhgasse 1 in Gelnhausen haben die beiden unteren Geschosse kein durchgehendes Rähm; die Schwellen der beiden oberen Stockwerke (das vierte ist allerdings nur zum kleinen Teil erhalten) laufen durch, so daß die Pfosten unabhängig von der unteren Balkenlage gestellt werden konnten. Im unteren der beiden oberen Stockwerke sind die Pfosten nicht eingezapft sondern vorgeblattet.

Im oberdeutschen Raum ist Ständerbau in „Geschossen“ an Bauernhäusern bekannt. Otto Gruber behandelte in den „Bauernhäusern am Bodensee“<sup>6</sup> mehrere so erstellte Häuser, etwa Nr. 121 in Wangen am Untersee, einem Mitteltennbau der Mitte des 15. Jahrhunderts mit zweigeschossigem aber nicht zweistöckigen Wohngefach samt abschließenden Rahmhölzern (das Gebälk liegt auf den Riegeln). Am Haus Nr. 120 in Öhningen, auch einem Mitteltennhaus, finden sich durchgehende Ständer mit vorgeblatteten Fuß- und Kopfbändern, wiederum unter einem Rähm (15. Jahrhundert). Ähnliche Ständerbauten ließen sich im altoberschwäbischen Haus noch im 18. Jahrhundert

<sup>6</sup> Gruber, Otto, Bauernhäuser am Bodensee, hg. v. Karl Gruber, Konstanz und Lindau 1961.

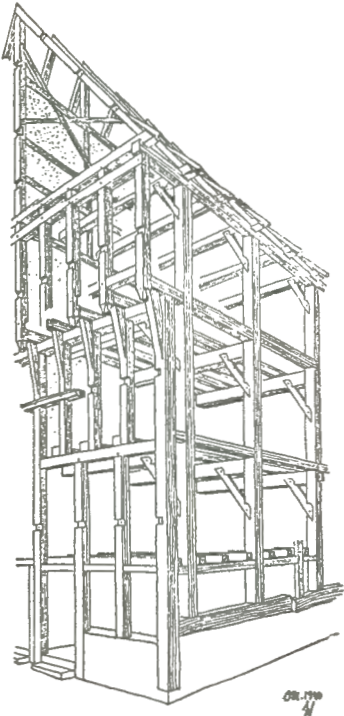


Abb. 1: Alsfeld, Hersfelder Straße 10/12, Konstruktions-Schema (nach Walbe).

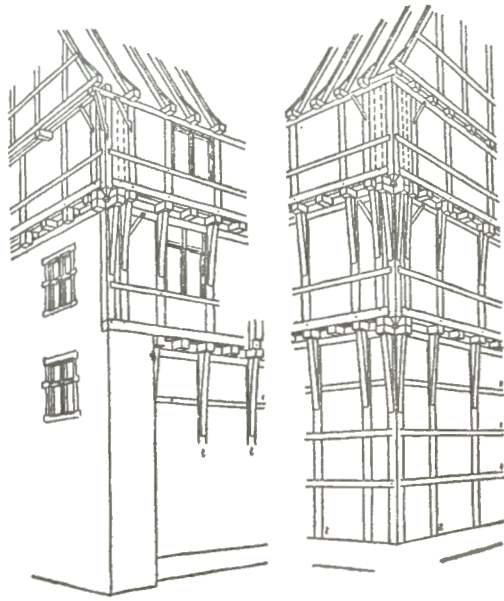


Abb. 2: Gießen, Leib'sches Haus, Südwestecke und Südostecke (nach Walbe).

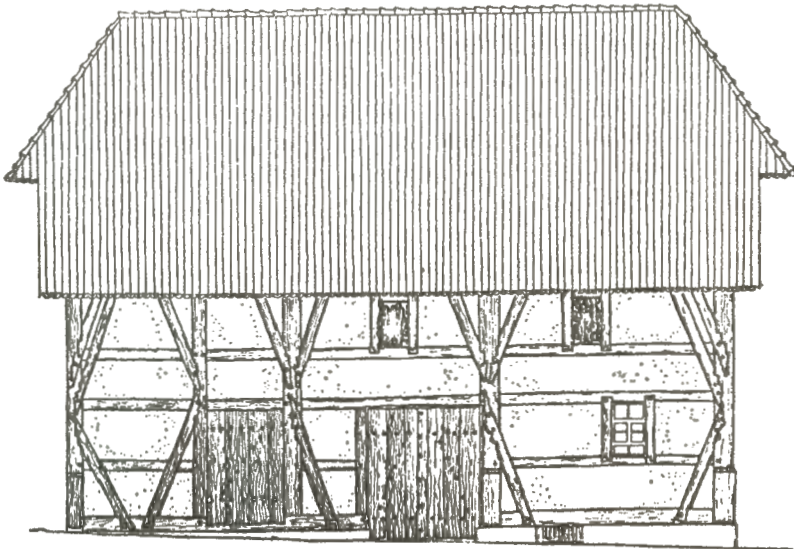


Abb. 3: Öhningen am Untersee, Haus Nr. 120 (nach O. Gruber).

nachweisen, als Beispiel möge nur das 1937 abgebrannte Bauernhaus in Berg von 1741 dienen. Hermann Schillis Darlegungen<sup>7</sup> über die Wandkonstruktion der verschiedenen Schwarzwaldhaustypen ist zu entnehmen, daß die Wände von Ständern getragen werden, die auf einer Schwelle stehen und durch eine Stockpfette verbunden sind, wobei am spätmittelalterlichen Heidenhaus deutlich wird, daß es sich dabei nicht eigentlich um eine „Rahmenwandkonstruktion“ handelt, sondern eine echte alte Ständerbauweise, in der die Dachlast auf den Ständern „steht“. Das Moment der „liegenden“ Konstruktion, das mit dem Rähm auftritt, klingt nur verhalten an.

In den Städten mit ihren mehrgeschossigen Häusern scheint die Ständerbauweise in „Geschossen“ früh aufgegeben worden zu sein. Dies sogar mit einer Folgerichtigkeit, die vermuten läßt, daß der Rähmbau in Stockwerken eine Erfindung der oberdeutschen Zimmermannskunst ist. Jedenfalls scheint es berechtigt, danach zu fragen, ob sich Spuren von Ständerbau mit durchgehenden Hölzern oder auch einer Mischbauweise aus diesem und dem Rähmbau in Stockwerken hier vorfinden. Keinesfalls freilich darf man dafür irgendwelche Stelzungen anführen, wie sie etwa das städtische Ackerbürgerhaus wegen der Tenne, welche die Höhe des Erdgeschosses vorschrieb, hat, auch wenn seitlich der Tenne Böden eingezogen wurden; dasselbe gilt für die Kniestockbildung vermittelt Ankerbalkenzimmerung, die Hermann Schilli am Kinzigtäler Haus beschreibt. In jenem Zusammenhang wäre auf verputzte, glatt durchlaufende Fachwerkwände, etwa der Traufseiten zu achten, in denen Ständer liegen könnten, ferner auf stark vorkragende, abgestrebte Längsbalken der Giebelseiten, auf denen der Rähmbau des oberen Stocks ruht.

#### *Verstreibungsformen und Wandfiguren*

Die Verstreibungsformen unseres heimischen Fachwerkbaus sind oft beschrieben<sup>2</sup>. Im sog. alemannischen, also spätmittelalterlichen oberdeutschen Fachwerk werden die mehr oder weniger weit auseinander stehenden Pfosten durch mitunter gedoppelte, auch gebogene Kopfbänder gegen Schwelle und Rähm abgestrebt; die Bänder werden vorgeblattet, wobei das übergreifende Blatt (= Schwert) geschweift ausgeschnitten und mit Holznägeln befestigt wird. Man hat sich gewöhnt, die dadurch entstehende „Figur“ den „Schwäbischen Mann“ zu nennen. Überkreuzen sich Kopf- und Fußbänder, so spricht man vom „Wilden Mann“. Sturz- und Brustriegel verbinden die Pfosten. Bundpfosten, die Teil eines festen Quer- oder Längsbindergefüges sind, werden stärker entwickelt (ursprünglich mag es nur Bundpfosten gegeben haben). Mitunter sind die Zwischenpfosten nur mit einfachen Fußstreben versehen. Auch gibt es Pfosten mit vorgeblatteten wandhohen Streben, wozu ein einseitiges angeblattetes Fußband treten kann. Immer aber läuft das Gefüge auf einen „Ständerbau in Stockwerken“ hinaus.

<sup>7</sup> Schilli, Hermann, Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953.

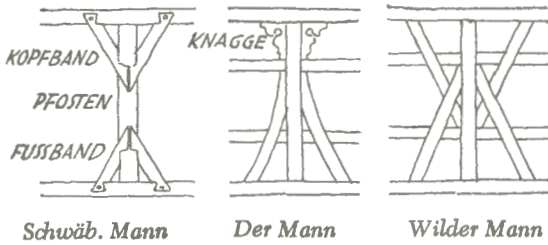


Abb. 4: Der *Wilde Mann* besitzt nach der Zeichnung von I. C. Rösler gezapfte Verbindungen, kommt jedoch in der sog. alemannischen Bauweise nur mit angeblatteten Verbindungen vor. Beim *reduzierten Wilden Mann* fehlt die Fortsetzung der Kopfstreben über die Fußstreben hinaus; ihn gibt es nur mit gezapften Verbindungen.

Die sog. fränkische, also nachmittelalterliche oberdeutsche Bauart führt zu einer dichteren Reihung schwächerer Hölzer, in denen einzeln abgestrebte und durch Riegel verbundene Pfosten, dazu Schrägstreben die wichtigsten konstruktiven Elemente sind. Die Verbindungen der Hölzer werden mittels Verzapfung hergestellt. Besonders häufig findet sich der „Mann“, der aus einem Pfosten mit Fußbändern sowie Knaggen an Stelle der Kopfbänder besteht; die Hölzer der anstoßenden Riegel kann man als die „Arme“ der Figur auffassen. Auch tritt eine Art reduzierter „Wilder Mann“ auf, ein Pfosten mit angelegten Fußbändern, von denen Winkelbänder zum Rähm verlaufen. Außerdem gibt es allerlei Füllhölzer, Andreaskreuze und Rauten verschiedener Formen (vgl. unter „Zierformen“), dazu kurz gebogene Streben. An die Stelle von konstruktiv bedingten Gruppenbildungen tritt ein oft ornamental anmutendes, engmaschiges Geflecht von leichten Hölzern. Daß dies auch im Zeichen einer größeren innenräumlichen Freiheit geschieht, sei angedeutet; Bundpfosten, in welche Innenwände einbinden, sind an ihrer größeren Stärke kenntlich.

Wenn Heinrich Walbe feststellt, daß im hessischen Rähmbau seit etwa 1470 eine „Gruppenbildung von Bundpfosten zu Bundpfosten bzw. Eckpfosten“ einsetzt, so können wir dies nur als Einfluß des süddeutschen Rähmbaus auffassen, müssen wir doch mit dem Rathaus von Markgröningen etwa in die Zeit

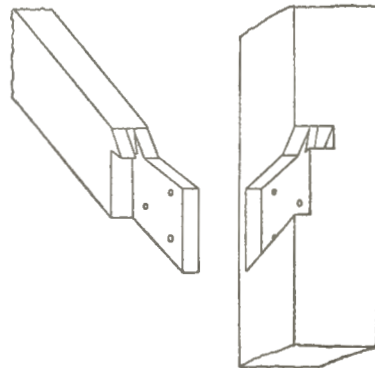


Abb. 5: Blatt aus Esslingen. Schema einer Anblattung nach O. Holmberg (man beachte das zungen- oder schwertförmige Ende).

um 1460 gehen, mit dem Steuerhaus von Esslingen in die Zeit gegen 1430. Und diese Bauten sind keine Anfänge, sondern Höhepunkte einer handwerklichen Entwicklung, die schon im 14. Jahrhundert begann, wie ja überhaupt die Konstruktionen des sog. alemannischen Holzgerüstbaus an den gotischen Steinskelettbau mit seiner Unterscheidung von tragenden Gliedern und entlasteten raumabschließenden Wänden erinnert. In die Maingegend scheint der „Schwäbische Mann“ schon vor 1470 vorgedrungen zu sein; man findet ihn um 1450 in der Rathausgasse 14 in Wertheim. In der Obergasse 26-30 in Bensheim (auch vor 1470) ist diese Figur ebenfalls vorhanden, jedoch nicht mit angeblatteten, sondern gezapften Bändern. An den Eckpfosten treten zusätzlich wandhohe gezapfte Streben auf. In der Mainzer Straße 6 in Groß-Gerau tritt uns ein gebogener „Wilder Mann“ (gezapft) entgegen. In Ladenburg müssen 1475 an einem Haus zwei Meister am Werk gewesen sein: der eine, ältere, verwendete den „Schwäbischen Mann“ mit angeblatteten Bändern, der jüngere aber bringt wandhohe, sich überkreuzende, gebogene und gezapfte Kopf- und Fußbänder an, ferner Zwischenpfosten ohne Streben. Überkreuzte, gebogene und gezapfte Fuß- und Kopfbänder hat auch Mühlgasse 23 in Babenhausen (vor 1484).

Man erkennt, in welcher freier Weise man außerhalb Oberdeutschlands mit der Figur des „Schwäbischen Mannes“ und des „Wilden Mannes“ umging. Früh kam man jedoch in dem von Walbe untersuchten hessischen Raum zu überhaupt anderen in die Zukunftweisenden Verstreibungsformen. Weitab vom „Schwäbischen Mann“ führen: Walbe Typ I a (wandhohe Fußstreben und halbhohe Kopfstreben, sich überkreuzend) und I b (wandhohe Fußstreben und wandhohe Kopfstreben, sich überkreuzend). Das ergibt eigentümliche Andreaskreuzformen zur Seite der Pfosten. Typ I b begegnet erstmalig 1484 am Rathaus von Michelstadt i. O. (gezapft). Schuster hat es denn auch als „fränkisch“ dem „schwäbischen“ Mühlheimer Rathaus gegenübergestellt<sup>8</sup>. Winter weist darauf hin, daß im Haus Pfarrgasse 21 in Michelstadt i. O. (um 1480) sogar eine nicht in den Pfosten gehende gezapfte falsche „Fußstrebe“ auftritt, die also von der Schwelle zum Rähm geht; im 1. Stock erscheint daneben die wandhohe, in den Pfosten gezapfte falsche „Kopfstrebe“. Das bedeutet gegenüber dem sogenannten alemannischen Fachwerk eine weitgehende Lockerung des Zwanges einer fest an den Pfosten gebundenen Verstreibungsfigur. Es kommt so weit, daß im Alten Gäßchen 11 in Heppenheim (Ende 15. Jahrhundert) Eck- und Bundpfosten von wandhohen Andreaskreuzen begleitet werden, wobei nur noch die Kopfstrebe an den Pfosten anläuft. Dasselbe ist am Bensheimer Hochzeitshaus der Fall (um 1500). Im neckarschwäbischen Raum trifft man auf solche Andreaskreuze am Kornhaus in Schwäb. Gmünd

<sup>8</sup> Schuster, Felix, Zwei mittelalterliche Rathäuser in Holzbau: Mühlheim a. d. D. — Michelstadt i. O., in: Schwäbisches Heimatbuch 1937, S. 49 — 56.



(1505)<sup>9</sup> und an einem Fachwerkbau von 1564 in Zaisersweiher. Diese Gebilde fallen hier gänzlich aus dem Rahmen des Üblichen und Gewöhnlichen. Sie sind folgenlos gebliebene Einzelfälle, offenbar Arbeiten oberrheinischer Zimmerleute. Daß wir mit solchen Fällen zu rechnen haben, wird öfters deutlich. So hat etwa 1479 ein „Maister Hans“ (der Familienname ist nicht einwandfrei zu lesen, wohl . . . scher) „Zimmermann von Zweibruck“ ein Haus in Urach<sup>10</sup>. Oder man denke an das 1599 von Georg Strub aus Ochsenhausen gezimmerte Haus in Dambach im Elsaß. Ein Neckarwestheimer Fachwerkhaus bezeichnete der Baseler Zimmergeselle Jakob Bused 1673 mit seinem Namen.

Weiter: Im Kleinen Bach 15 in Heppenheim (1530/50) sind Eck- und Bundpfosten nicht abgestrebt, die Steifigkeit der Wand wird durch Andreaskreuze über dem Brustriegel, unter diesem durch kleinere geschweifte Andreaskreuze erreicht. Auch gebogene Streben kommen vor. Wandhöhe, auch gebogene, Streben und Einzelpfosten hat Gebäude Hauptstraße 6 in Neustadt i. O. (1510/40). Im Gebiet zwischen Rhein, Main und Neckar gibt es Füllpfosten mit gezapften kurzen, auch gebogenen, Fußstreben schon vor 1500. In solchen Zusammenhängen kann das Haus Am Schnatterloch 360 in Miltenberg (1500/40) nicht wundernehmen: es hat an den Eck- und Bundpfosten den gebogenen „Wilden Mann“ mit einem zusätzlichen gebogenen Fußband, sonst dichte Füllpfosten, teilweise mit viertelkreisförmigen Fußbändern, wie sie aus dem Frankfurter Kreis hereingekommen zu sein scheinen, ferner unter dem Brustriegel Andreaskreuze. Alle Verbindungen sind gezapft. Der „Mann“ ist 1559 in Weinheim nachzuweisen, aber sicher älter. Walbe erkennt ihn schon am Alten Rathaus in Wolframseschenbach (1440/71) und an der dortigen Deutschordensvogtei (noch 15. Jahrhundert), die er als „fränkisch“ dem gegenüberliegenden „schwäbischen Haus“ (1499) zur Seite stellt. Der „reduzierte Wildemann“ (Fußband mit Winkelband zur Rähm, s. o.) begegnet 1533 am Rathaus Duderstadt, aber auch er läßt sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen (1489 am Nürnberger Grolandhaus). Auf rheinischen Einfluß führt Walbe die geschweiften Einzelbögen, auch die geschweiften Andreaskreuze und großen Rautennetze zurück, wobei er für letztere als terminus post quem das Jahr 1568 nennt. Man sieht, wie fortschrittlich dies alles war.

Umgekehrt wird man sagen müssen, daß das sog. alemannische Fachwerk in seinem „Standard-Gefüge“ lange Zeit fremdartigen Einflüssen widerstand und noch Jahrzehnte nachwirkte. Man braucht nur einmal ein Schickhardtsches Fachwerk anzusehen, um zu gewahren, wie sehr es in seiner streng konstruktiven Haltung, der überwiegenden Verwendung stehender Hölzer der Vergangenheit verpflichtet ist. Ein Strümpfelbacher Weingärtnerhaus von 1594 arbei-

<sup>9</sup> *Schneider, Max*, Die Erneuerung schöner alter Fachwerkbauten in Schwäbisch Gmünd, in: Schwäbisches Heimatbuch 1936, S. 35 — 42.

<sup>10</sup> Freundliche Mitteilung von H. *Jänichen* (21. 6. 1966). Geistl. Lagerbücher Nr. 2197, betr. Abgelöste Zinsen 1479.

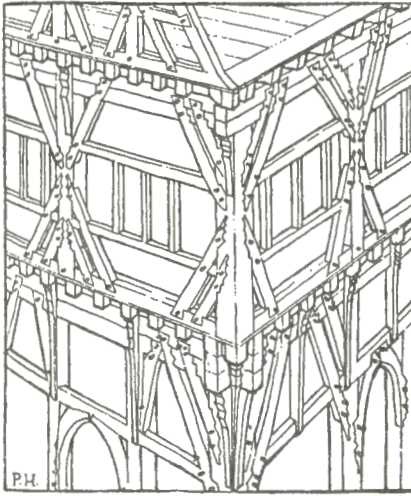


Abb. 6: Schema des sog. alemannischen Fachwerks (am Beispiel des Esslinger Steuerhauses).

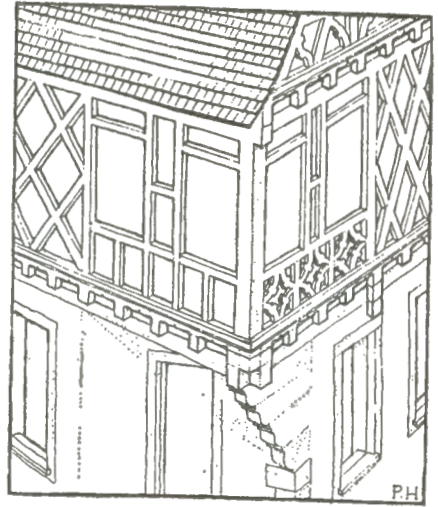


Abb. 7: Schema des sog. fränkischen Fachwerks (am Beispiel des Heidt'schen Hauses in Enzweihingen).

tet mit einer stämmigen Mann-Figur und Riegeln (Fachwerk der Wohn-Eckstube später)<sup>11</sup>. Auch das Haus Rieger in Nürtingen (Fenster verändert) von 1578 ist im Grunde ein Pfostenbau; nur im Giebel finden sich geschweifte und mit Reifen durchsetzte Andreaskreuze, durchweg reich geschnitzt<sup>12</sup>. Weiter führen ein Strümpfelbacher Weingärtnerhaus von 1587<sup>13</sup>, der ehem. Zwiefalter Hof in Dettingen a. d. Erms von 1591<sup>14</sup> oder die einstige Helfensteinsche Gerichtsschreiberei von 1597 in Wiesensteig<sup>15</sup>. Beim Haus Stapf in Öhringen von 1602 – im Unterschied zur Hofapotheke von 1597 – und am ehem. Gasthaus zum Rößle in Niedernhall von 1609<sup>16</sup> ist die neue Zimmertechnik voll ausgeprägt, wie überhaupt viel Fortschrittliches im neckarfränkischen Raum, vermutlich infolge seiner geographischen Lage, vorhanden ist. Man denke nur an das Mosbacher Fachwerk; die Datierung des Palmschen Hauses auf 1610 wird durch das Miltenberger Gasthaus zum Riesen von 1590 und rheinische

<sup>11</sup> Schahl, Adolf, Die Bauformen der Weingärtnerlandschaft im Rems- und Wieslautal, in: Schwäbische Heimat 1951, S. 184–88.

<sup>12</sup> Heimatbuch des Kreises Nürtingen, Band I, S. 372, Abb. 207.

<sup>13</sup> Lohß, Max, Vom Bauern- und Weingärtnerhaus im Remstal, in: Heimatbuch für Schorndorf und Umgebung 1950, S. 74, Abb. 3.

<sup>14</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Schwarzwaldkreis 1897, Abb. S. 471.

<sup>15</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Donaukreis, Oberamt Geislingen, Abb. S. 864 (204).

<sup>16</sup> Himmelheber, Georg, Die Kunstdenkmäler des ehem. Oberamts Künzelsau, Stuttgart 1962, S. 256, Abb. 238.

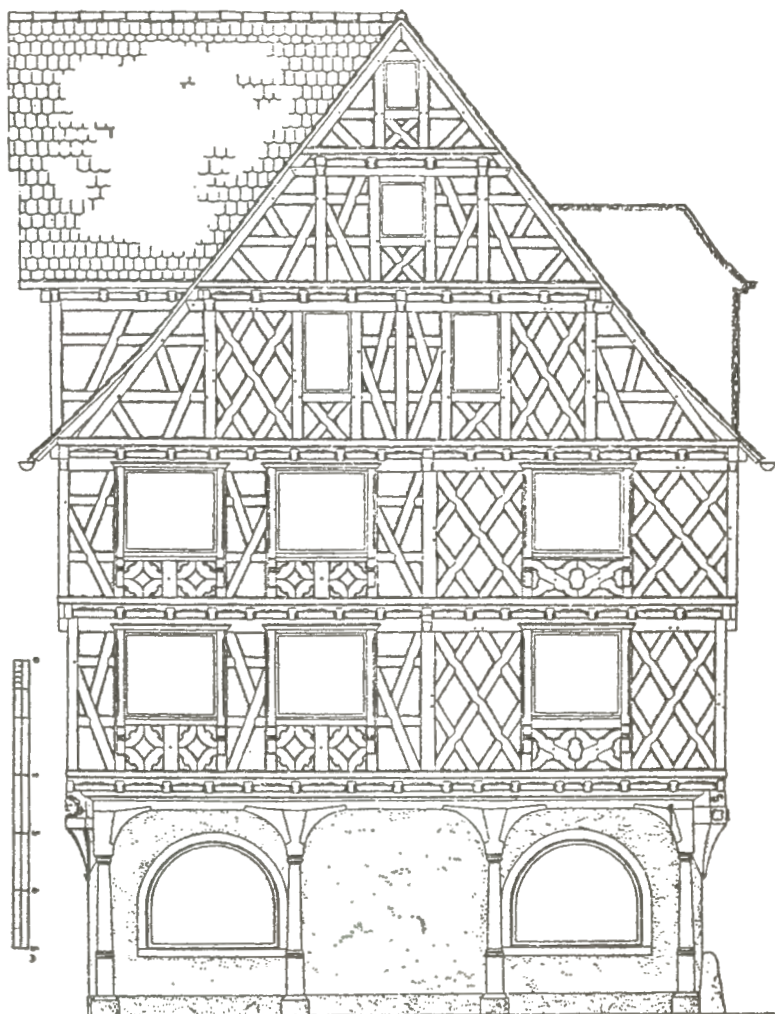


Abb. 8: Schorndorf, Palm'sche Apotheke. Fachwerk der südlichen Giebelseite (nach I. C. Rösler vor 1665).

Bauten annähernd derselben Zeit glaubhaft gemacht. In Altwürttemberg bedeutet das Heidtsche Haus in Enzweihingen – also in der Enzpforte zum Westen gelegen – einen hoffnungsvollen Auftakt; es kann auf 1622 datiert werden. Indessen, das Neue kommt doch erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, etwa in der Palmschen Apotheke in Schorndorf<sup>17</sup>. Vorbildlich für das Fachwerk der Zeit um 1700 ist der Wiederaufbau des Backnanger Rathauses nach

<sup>17</sup> Rösler, Immanuel Carl, Die Palmsche Apotheke in Schorndorf, Schorndorf 1932.

dem Stadtbrand von 1690<sup>18</sup>. Man vergleiche damit seine in einer Schickhardt-Zeichnung überlieferte frühere Gestalt oder irgendein Rathaus in „alemannischer“ Technik!

Rückblickend ist festzustellen, daß alle konstruktiven Elemente der neuen Bauweise sich im angrenzenden Nordwesten früher vorfinden: der Mann, der „reduzierte Wilde Mann“, die selbstständige wandhohe Strebe, das Andreaskreuz, die Raute usw.; auch die Verzapfung hatte dort, in Zusammenhang mit der freieren Führung der Hölzer, früher die Verblattung abgelöst. In gewisser Hinsicht ist also die Rede vom „fränkischen“ Fachwerk verständlich, ebenso ist es die vom „alemannischen“ Fachwerk. In Wahrheit freilich handelt es sich dabei um zwei große, mannigfach bedingte Landschaften der Zimmermannskunst, die zueinander in ein Wechselverhältnis traten.

Da die Verblattung in der sogenannten alemannischen Technik eine so große Rolle spielt, hierüber noch ein Wort. Sie wurde durch die Württ. Bauordnung von 1568 (Zimmermannsordnung) verboten<sup>3</sup>. Sicher war dies keine „dirigistische“ Maßnahme. Die Frage, wann in Altwürttemberg die Verzapfung aufkommt, kann noch nicht beantwortet werden. F. Schuster meinte – mit Vorbehalt –, sie erstmals im Haus zum Gorisbrunnen in Urach (datiert 1476 und 1477) feststellen zu können<sup>19</sup>. Dies ist nicht unmöglich, vor allem, wenn man bedenkt, daß gerade Urach in politischen und künstlerischen Beziehungen zur Rheinpfalz stand; erinnert sei auch an den in Urach ansässigen Zimmermann aus Zweibrücken (s. o.). Aber auch das Kornhaus in Schwäb. Gmünd (s. o.) und ein ehem. Haus im Freudental am gleichen Ort<sup>20</sup>, dessen vordere Hälfte in „alemannischer“ Technik erbaut wurde, während die hintere „fränkisches“ Fachwerk zeigt, beweisen das Eindringen der Verzapfung im Neckarschwäbischen. Worin lag die Ursache der Ablösung? Sicher in technischen Vorteilen. Die Verblattungen, die mit einem schmalen Blatt (Schwert) auf den Pfosten übergreifen, waren für Witterungseinflüsse hoch empfindlich. Der Verfasser hat das Abbiegen solcher Schwerter und das Sich-lockern der Holznägel, mit denen sie befestigt waren, häufig beobachtet. Vor allem aber konnten die Möglichkeiten der neuen Technik nur mit Zapfungen ausgenutzt werden.

Eine weitere Frage ist, ob an der gekennzeichneten Entwicklung des Fachwerks auch die zunehmende Knappheit an starkem, schwerem, hartem Holz, vornehmlich an Eichenholz, beteiligt war. Hierauf wies schon Holmberg hin. Walbe erblickt Zusammenhänge zwischen dem Vorkommen der Eiche und „dem Vorkommen des guten alten Fachwerkbaus“. Mit Sicherheit kann gesagt

<sup>18</sup> *Scherne, Otto*, Fachwerkhäuser im Kreis Backnang, in: *Unsere Heimat* (Beilage zur *Backnanger Kreiszeitung*) 1960/7.

<sup>19</sup> *Schuster, Felix*, Ein Bau Graf Eberhards in Urach, in: *Schwäbisches Heimatbuch* 1928, S. 54–56.

<sup>20</sup> *Schuster, Felix* (Anm. 2), Abb. S. 46.

werden, daß an der Wandlung der Technik die Not an gutem Bauholz beteiligt gewesen sein muß. In der württembergischen Landesordnung von 1495 wird ein „groser mangel an holtz zu prennen und pawen“ festgestellt. Manche Erfindung Schickhardts wird noch um und nach 1600 durch die Not des Holzsparens ausgelöst bis hin zum ersten „Tauchsieder“ und „Warmwasserspender“; „mit wenig Holz ein Feuer zu machen“, ist eine von ihm gezeichnete Herdkonstruktion überschrieben.

War gar das Fachwerk von Anfang an eine „Holzspartechnik“?. Es sind große Mengen von Holz, die in einen Blockbau verwirtschaftet werden müssen; schon der Ständerbohlenbau bedeutet darin eine gewisse Ersparnis. Jedenfalls zögert man, den Fachwerkbau als Holzbauweise schlechthin zu bezeichnen, wenn man auf einer Karte seiner Verbreitung erkennt, daß er dort zu Hause war, wo Holz knapp geworden sein könnte. Handelt es sich doch bei ihm um eine räumlich begrenzte Erscheinung zwischen der nordeuropäischen und der alpinen Holzarchitektur und dem süd- und westeuropäischen Steinbau.

### *Fenster*

Im niederdeutschen Fachwerk liegen die Fenster zwischen den dicht gereihten Pfosten; sie sitzen auf dem Brustriegel und werden bis zum Rähm geführt. Im Schäferschen Haus in Marburg (s. o.) schließen dreifach gekuppelte Fenster an wandhohe Pfosten, teilweise auch an eigens dafür auf den Brustriegel gesetzte Gewändepfosten. Im gesamten mitteldeutschen Raum beobachtet man im 15./16. Jahrhundert, daß die Fenster auf den Brustriegeln sitzen und mit dem Sturz bis dicht unter das Rähm gehen, wobei durchgehende Wandpfosten oder kurze Gewändepfosten die seitlichen Begrenzungen schaffen. Das ermöglichte eine verhältnismäßig freie Durchfensterung. Das süddeutsche Fachwerk gelangt später zu dieser Freiheit. Man kann etwa am Steuerhaus von Esslingen oder am Markgröninger Rathaus studieren, wie hier die Fenster ursprünglich als verhältnismäßig kleine Öffnungen zwischen Brust- und Sturzriegel lagen. Doch scheint sich gerade an den Fenstern früh das Neue eingeführt zu haben – es bedeutete schon einen Fortschritt, wenn man mit dem Sturzbalken bis zum Rähm ging, wie dies in Grötzingen im Aichtal am Haus „Im Hof“ gemacht wurde<sup>21</sup> oder gar wandhohe Begrenzungspfosten durchlaufen ließ, was am gleichen Bau geschah. Auch an den wandhohen gebogenen Streben erkennt man, daß hier, trotz des Festhaltens am „Schwäbischen Mann“, ein für das Kommende aufgeschlossener Meister – im 2. Viertel des 16. Jahrhunderts oder schon in dessen Mitte – am Werk war. Die fortschrittlichste Fensterform ist nun der „Fenstererker“, eine freilich etwas übertriebene Bezeichnung. Denn das ist kein Erker, sondern ein technisch in unterschiedlicher Weise vorgezogener Fensterrahmen, wobei die seitlichen Pfosten über Konso-

<sup>21</sup> Heimatbuch des Kreises Nürtingen, Band I, 1950, S. 377, Abb. 210.

len ansetzen. Schnitzereien (s. u.) machen den Fenstererker zu einem der beliebtesten Ziermotive des 17./18. Jahrhunderts. Seine Einführung beruht jedoch auf dem praktischen Vorteil, daß das Fenster auf diese Weise einen über die Wandfläche hinausgeschobenen Stock besitzt und das Fensterbrett größer ist. Woher kommt dieser Fenstererker? Wann tritt er bei uns auf? Man wird Walbe zustimmen dürfen, wenn er ihn kurzweg als den „rheinischen Fenstererker“ bezeichnet, indem er Nachweise über dessen Vorkommen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts führt. Auch darin hat Walbe wohl recht, wenn er die Vorformen des Fenstererkers im Ständerbohlenbau des Schwarzwalds erblickt, dessen Sims- und Sturzbalken so in die Nuten der Wandsäulen eingezapft sind, „daß sie nach dem Einschieben acht Zentimeter vor die Bund-Wandsäulenfläche vorstehen“<sup>7</sup>. Allerdings können wir andere Frühformen auch in der sogenannten alemannischen Zimmertechnik feststellen, so am Schoberhaus in Pfullingen, am Schwörerhaus in Immenstaad oder an einem Haus in Sindelfingen<sup>22</sup>. Es ist dies das „Vorgelege“, ein selbständiger Fensterahmen auf kleinen Knaggen. Die ersten Fenstererker scheinen in Südwestdeutschland im frühen 17. Jahrhundert aufzutauchen, allgemeine Verbreitung findet er erst nach dem Dreißigjährigen Krieg.

#### *Gefache und Füllungen*

Es wurde hier und dort darauf hingewiesen, daß man in der sog. alemannischen Zimmertechnik nicht eigentlich von „Fachwerk“-Bau sprechen kann<sup>23</sup>. Es wäre nicht unmöglich, sie als „Ständerbau in Stockwerken“ zu bezeichnen und darin gegen die spätere engmaschige „Riegelbauweise“ abzusetzen, die den Namen „Fachwerk“ verdient. Da jedoch dadurch der entwicklungsgeschichtliche Zusammenhang gestört würde, tut man gut daran, den Ausdruck „Fach“ auch auf die Felder anzuwenden, die zwischen Pfosten, Schwelle, Riegeln und Rähm liegen. Die Pfostenabstände wechseln. Walbe ist der Auffassung, daß der Pfostenabstand durch die Art der Gefachfüllung und den Baustoff, den das Land hergibt, bedingt ist. Er schreibt: „Die Bohlen war es, die den langen Pfostenabstand bedingten“<sup>24</sup>. Ferner macht er darauf aufmerksam, daß „die Bohlen hinter den schrägen, nur halbstarke Kopf- und Fußbändern vorüberziehen“. Holmberg gab der Meinung Ausdruck, daß die Technik der „Schwertung“, mit der diese Blätter zungenartig auf die Pfosten übergreifen, dadurch bedingt wurde, daß es galt, die Bohlen hinter die Bänder zu stecken. Das wäre möglich und erforderte nur die Annahme, daß man an dieser Technik festhielt, auch nachdem man von den Bohlen als Wandfüllung ab-

<sup>22</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis, Atlas, Sindelfingen.

<sup>23</sup> Holmberg (Anm. 2), S. 17.

<sup>24</sup> Walbe (Anm. 2), S. 178.

gekommen war. R. Lempp hat beispielsweise am Steuerhaus Esslingen<sup>25</sup> keine äußere Bohlenwand nachweisen können, sondern nur gezäunte Wände (s. u.); am Markgröninger Rathaus verbieten die kurzen Pfostenabstände von vornherein die Annahme einer wandschließenden Bohlenfüllung. Das sieht so aus, als ob man im neckarschwäbischen Raum schon im frühen 15. Jahrhundert von der Bohlenfüllung abwich, die etwa Gruber<sup>6</sup> in verschiedenen Fällen nachweist und die der Verfasser sogar noch von einem Fachwerkhause des Jahres 1558 in Grötzingen kennt. An ihre Stelle traten die „gezäunten“ Füllungen, ein Flechtwerk, das mit Lehmstroh verschmiert wurde. Hinzu kam schon im 16. Jahrhundert, vornehmlich in den Städten, die schon von der altwürttembergischen Bauordnung von 1568 geforderte „Ausriegelung“ mit Steinen<sup>3</sup>.

### Zierformen

Die Frage nach den Zierformen des südwestdeutschen Fachwerks ist bisher noch nicht gestellt worden. Man weiß, daß das sog. alemannische Fachwerk kaum Zierformen kennt. An den Knaggen kommen oft gekreuzte Stabbündel vor. Am Markgröninger Rathaus findet sich auch ein Drachen, eine Lilie – als Heils- und Segenszeichen? –, auch Heraldisches (Hifthorn, württ. Wappenschild)<sup>26</sup>. Die figürlichen Schnitzereien an den Säulen des 1. Stocks im Steuerhaus Esslingen dienen der Zier eines hervorgehobenen Innenraums und scheiden hier aus. Alles in allem kann man sagen, daß eigentliche Zierformen am Fachwerk des Äußeren erst mit dem sog. fränkischen Fachwerk auftauchen. Das beginnt mit den aus dem Holz ausgestemmt und durch Überputzung der Ausstemmungen hervorgehobenen Schweifungen von Bügen, Rauten, Andreaskreuzen, Rädern und dergleichen. Daran verrät sich die Freude des Mannerismus an vielheitlich kleinteilig bewegten Formen. So weit dies die Technik überhaupt zuläßt, kommt es im Barock zu mehr großzügigen Flächenbewegungen, etwa in Donzdorf<sup>27</sup>. Auch an einem Fachwerkhause in Talheim (Kreis Tuttlingen) kann man Stileinflüsse ornamentaler Art des Barocks studieren. Am städtischen Fachwerkhause des 17./18. Jahrhunderts finden sich zudem Motive der Steinarchitektur (man weiß, wie stark die Weserrenaissance das Fachwerk beeinflußte), so in allerlei Gesimsprofilierungen, Zahnschnitten, Blendpfeilern, gedrehten Säulen, Karyatiden, Hermen, Voluten, Ornamenten. In Jagsthausen gibt es einen Fachwerkgiebel des 18. Jahrhunderts, der in fast erheiternder Weise einen steinernen Volutengiebel nachahmt<sup>28</sup>. Doch scheint

<sup>25</sup> Lempp, Rudolf, Das alte Rathaus in Esslingen, Esslingen 1926.

<sup>26</sup> Schmidt, Richard, Die Stadt Markgröningen und ihr Rathaus, in: Schwäbisches Heimatbuch 1931, S. 45–54.

<sup>27</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Donaukreis, Oberamt Geislingen, S. 761 (101).

<sup>28</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis, 1889, Abb. S. 444.

auch die Schreinerarchitektur vermittelt zu haben. Wo Inschriften angebracht werden, haben sie nicht die Aufgabe zu zieren, wie dies etwa in Niedersachsen der Fall ist, besonders reich in Celle.

Einer Gruppe von Schnitzereien, die unabhängig von der Konstruktion am ländlichen Fachwerk vor allem der Weinbaugegenden Württembergs der Zeit um 1600 auftritt, ist besonders zu gedenken. Folgende Motive sind häufig<sup>29</sup>:

1. geschuppte oder gewundene Stäbe vor den Hauskanten, die oft in seltsam geformten Spitzen oder Knäufen enden;
2. Doppelspiralen, häufig in Verbindung mit 1.;
3. Räder, deren Speichen an einem Haus von 1587 in Strümpfelbach in hammerartige Gebilde verwandelt sind, während die Felgen einen Taustab und einen Scheibenkranz tragen;
4. Rosetten, teilweise in Reifen mit fortlaufenden geometrischen Ornamenten;
5. Palmetten, auch Muscheln;
6. Sechssterne;
7. Wirbelmotive verschiedener Arten;
8. Gitter- und Netzmotive (irgendwelche „Raster“);
9. Schlingenmotive, überwiegend in Form von doppelt verflochtenen Wellenbändern, die knopfartige Erhöhungen einschließen, auch gepaarte doppelt verflochtene Wellenbänder, die durch Segmentscheiben verbunden sind und ebenfalls jene Erhöhungen haben;
10. Trudenfüße und Davidssterne;
11. Köpfe mit schreckenerregendem Ausdruck (Neidköpfe)<sup>30</sup>;
12. bärtige Männerköpfe mit meist geteiltem Bart, mitunter auch ganze Figuren, am ehesten Baumeister oder Bauherr.

Hier ist der Volkskundler gefragt, inwieweit diese Zierformen auf Sinnformen zurückgehen können<sup>31</sup>. Die Form Nr. 1 (auch „Strick“ genannt, „Bann“ oder „Band“) soll Krankheiten vom Haus fernhalten. Kann man sie auf Schlangenmotive zurückführen, wie sie in naturalistischer Gestalt an etlichen hessischen „Schlangenhäusern“, die Walbe abbildet, vorkommen? Dann wäre damit ein Fruchtbarkeitszauber verbunden gewesen. Hans Carossa berichtet in dem autobiographischen Roman „Jahr der Täuschungen“, daß der, durch einen schwachsinnigen Burschen herbeigeführte, Tod der „Hausnatter“ seines Elternhauses als ein großes Unglück galt, dem man dadurch entgegenzuwirken suchte, daß der Schlange eine Münze ins Grab gegeben wurde. Darf man in

<sup>29</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis 1889, Abb. S. 504.

<sup>30</sup> *Scharfe*, Martin, Neidköpfe im Remstal, in: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1957/58, S. 156 ff.

<sup>31</sup> Vgl. u. a.: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IV, 1215 (Schlinge); V, 14 ff. (Knoten); VII, 463 ff. (Rad); VII, 1114 ff. (Schlange); VII, 1760 (Netz).



diesem Zusammenhang daran erinnern, daß den Griechen die „Schlange als zeugender Erddämon, zugleich als Phallos“ galt<sup>32</sup>? Mitunter auch, so an einem Haus in Freudenstein, ist der Pfosten (bei dem Freudensteiner Haus der Giebelpfosten) in einer Art kammartig geschnitzt, die den Schlangenkörpern auf den alemannischen Totenbäumen entspricht (dem Verfasser sind solche Profile auch von hölzernen Wegkreuzen der Südwestalb bekannt, wo sie in eigenartigen Knäufen und Spitzen enden, vgl. das nicht am ursprünglichen Standort befindliche Kreuz vor dem Gasthaus zum Adler in Bärenthal). Man sieht, welche Perspektiven sich eröffnen. Bei 2.–7. würde man an Sonnenzauber denken, wie er vor allem für den Weingärtner wichtig war (an einem Haus in Strümpfelbach ließ der Weingärtner über einer Türe des steinernen Erdgeschosses eine naturalistische Sonne anbringen). Bei 9. erinnert man sich an den Volksglauben, wonach Geister nicht durch Gitter und Netze gehen können. Auch kann man solche Geister in Schlingen und Knoten fangen, eine Vorstellung, die der Bildung Nr. 10 zugrunde gelegen haben könnte. Stehen dabei die Kuppen in Beziehung zu Augenformen? An einem Schützinger Fachwerkhäus ist ein naturalistisches Auge sicher als Schutz gegen den bösen Blick angebracht worden. Vielleicht verstecken sich auch in bestimmten Holzfiguren „Formeln“ für wichtige Inhalte des Volksglaubens. Bei dem mit einem Reifen durchsetzten Andreaskreuz wurde schon an Feuerbann gedacht<sup>33</sup>; dafür spricht, daß dem Andreaskreuz und dem Reifen eine feuerbannende Wirkung zukommen kann und sich manchmal auf den Reifen Umschriften gegen Feuer und Brand vorfinden. Ob die vor allem im 18. Jahrhundert verbreitete Rautenfüllung als Fruchtbarkeitssymbol galt? Nur dies eine ist heute schon sicher, daß jene Formen 1–11 nicht als reine Zierformen verstanden werden dürfen. Es sieht so aus, als ob das bäuerliche Haus an den Außenwänden – dort also, wo es in Berührung kam mit den im Luftbereich behaust gedachten Geistern – zu einem „gefeiten Bau“ entwickelt werden sollte, wobei man sich magischer Bildformeln bediente. Weshalb aber schlug sich dieser Volksglauben erst am Fachwerk der Zeit um 1600 nieder? Walbe, der ähnliche Phänomene am hessischen und fränkischen Fachwerk aufzählt, stellte dieselbe Frage<sup>34</sup>.

Jakob Rudolf Frank<sup>35</sup> hat Formen der beschriebenen Art noch an geschnitzten Eckpfosten hohenlohischer Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts entdeckt, wo sie sich mit Motiven der Volkskunst verbinden.

<sup>32</sup> Ovid, *Metamorphosen*, hg. u. übersetzt v. Hermann Breitenbach in „Die Bibliothek der alten Welt“ (1958), Anmerkung zu Liber II, Zeile 550 ff., auch Zeile 555 ff.

<sup>33</sup> Bode, *Alte Sinnformen*, in: *Schwäbisches Heimatbuch* 1927, S. 127–133; vgl. dazu auch G. *Bebermeyer*, *Denkmäler arteigener Überlieferung in Württemberg*, in: *Schwäbisches Heimatbuch* 1937, S. 92 (Abb. 1).

<sup>34</sup> Walbe (Anm. 2), S. 47, 48, 397 ff.

<sup>35</sup> Frank, Jakob Rudolf, *Geschnitzte Eckpfosten an Hohenlohischen Bauernhöfen*, eine alte Zimmermannskunst, in: *Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1965/4, S. 107–110.

*Bemalung*

Seit wann hat man die Hölzer des Fachwerks bemalt? Und was nahm man ursprünglich dazu? Tatsächlich Ochsenblut? Hat dies gar eine apotropäische Bedeutung gehabt? Schickhardt ließ Fachwerkhölzer mit Ölfarbe streichen, und dies scheint Brauch gewesen zu sein, bis man diese überhaupt unter Verputz brachte. Wie waren die Füllungen farbig behandelt? Wenn wir von Sonderfällen absehen wie den 1572 reich bemalten Gefachen im Giebel des „Götzenhauses“ von Niedernhall<sup>36</sup> – in Mundelsheim ließ sich eine ähnliche, jedoch weit spärlichere Bemalung nachweisen –, so beschränkte sich die Bemalung in der Regel auf schmale, in geringem Abstand vom Balkenrand laufende Farbstreifen, die sogenannten „Bandeliere“. Diese Art der Bemalung findet sich auch an Fachwerk-Innenwänden. Darf hier auch an die mit arabeskenhaften Jagdszenen lasurartig übermalten Backsteinfüllungen und Hölzer des Badhauses in Blaubeuren erinnert werden? All dem gilt es noch genauer nachzuforschen<sup>37</sup>.

*Verputz*

Der Putz der Füllungen war zwar glatt, aber nicht eben, im Ganzen sehr flach polsterartig (im Gegensatz zu verunglückten Freilegungen mit topf-ebenem, käsbissenartig erhöhtem, aufgerauhtem oder gar gemustertem Verputz). Alte Kratzputzmuster sind in wenigen Fällen bekannt geworden<sup>38</sup>.

Seit wann aber hat man Fachwerk überhaupt verputzt? Werner Fleischhauer<sup>39</sup> macht darauf aufmerksam, daß Herzog Karl Eugen erstmals 1744 den Wunsch nach Verblendung der Häuser, vorab der herrschaftlichen, aussprach, nachdem „Private . . . den guten Anfang gemacht haben“. Dafür mag der Wunsch städtebaulicher Einheitlichkeit im Sinne des absolutistischen Barocks wichtig gewesen sein. Auch gelang es, durch solches Verblenden das Aussehen eines Fachwerkhauses dem eines Steinhauses anzunähern. Wenn aber beispielsweise 1745 der ganze Neue Bau des Tübinger Stifts verputzt wurde (1758 und 1759 auch der alte Bau und der innere Hof)<sup>40</sup>, so entsprach dies eher einer anderen Rücksicht; es sollten nämlich nach der Feuerordnung von 1703 „womöglich die Häuser verblendet werden“<sup>41</sup>. Es waren somit feuerpolizei-

<sup>36</sup> *Himmelheber* (Anm. 16), S. 257, Abb. 239.

<sup>37</sup> *Mollweide*, Werner, Fachwerk heute — noch oder wieder? In: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1965/4, S. 98—103. Hier finden sich gute Anleitungen für die Farbbehandlung und den Verputz.

<sup>38</sup> *Hillenbrand*, Karl, Putzverzierungen an württembergischen Fachwerkhäusern, in: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1957/58, S. 131—34.

<sup>39</sup> *Fleischhauer*, Werner, Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958, S. 291.

<sup>40</sup> *Fritz und Schneiderhahn*, Baugeschichte des Tübinger Stifts, Kap. 4, Anm. 43.

<sup>41</sup> *Reyscher* XIII, S. 1049 f. Die Feuerordnung von 1703 wurde für die Residenz Stuttgart ausgegeben, war aber in der Fassung von 1716 als Richtschnur zur allgemeinen Befolgung im ganzen Land gedacht.

liche Gründe, die anfänglich das Verputzen des Fachwerks förderten; sie mögen auch jene Erklärung von 1744 mitbestimmt haben.

### *Wege der Forschung*

Was zunächst nötig erscheint, ist die systematische Erfassung alles bis jetzt bekannt gewordenen Forschungsmaterials über Fachwerkhäuser. Dazu gehören nicht nur unveröffentlichte Aufzeichnungen sondern auch alle bis jetzt in irgendeiner Weise gefertigten Ansichten und Bauaufnahmen. Sodann gälte es, an eine Bestandsaufnahme der noch stehenden Fachwerkhäuser zu gehen. Diese Bestandsaufnahme sollte in dreifacher Weise erfolgen: a) durch sorgfältige Beschreibung, b) photographische Aufnahme und c) in wichtigen Fällen auch zeichnerische Aufnahme, wobei auf Quer- und Längsschnitte besonderer Wert zu legen wäre, dies unter Einschluß des Dachstuhls. Auch die Beschreibung müßte auf das ganze Hausgerüst angelegt sein und dabei auf jene Gesichtspunkte achten, die oben angedeutet wurden, natürlich auch auf alle Meisterzeichen und -namen sowie Inschriften. Das Ziel kann nur eine räumlich und zeitlich gegliederte, landschaftlich und entwicklungsgeschichtlich ausgerichtete Gesamtdarstellung des Fachwerks sein, wobei der Anschluß an die Nachbargebiete hergestellt und die Einordnung in die Zusammenhänge des deutschen Fachwerks gesucht wird.